Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 6 (1933-1934)

Heft: 9

Rubrik: Kleine Beiträge

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schriftreform herantreten dürften. Für die Auffassung, am ungewöhnlichen Zerfall der Handschrift sei in erster Linie das Werkzeug, die spitze Feder schuld und eine Gesundung sei schon vom verbesserten Werkzeug her möglich, hat er nur Verachtung übrig. *Fankhauser muß letzten Endes an der Zeit verzweifeln, weil er nicht zu glauben vermag, daß aus einem bloßen Mitschaffen an einem Gesamtwerk (Arbeitsteilung) ein Miterleben des Gesamtwerkes durch den Einzelnen hervorgehen könne.* Und doch ist es eine nicht zu bestreitende Tatsache, daß überall da, wo die Arbeitsbedingungen einigermaßen menschliche sind, sei es im Bauernbetrieb oder in der Lokomotivfabrik, jeder am gemeinsamen Werk beteiligte, und verrichte er eine noch so bescheidene Arbeit, mit Genugtuung der Erzeugnisse gedenkt, die er hat schaffen helfen. Von solchem Erleben aus kommt es zum Erlebnis der großen Errungenschaften unserer Zeit, wie etwa des elektrischen Lichtes, das niemand mehr mit dem Kienspan vertauschen möchte.

Aus Versehen unterließ ich es, im ersten Teil meiner Auseinandersetzung im Novemberheft der SER im Abschnitt: „Die Schreibbewegung eine natürliche Bewegung?" ein Zitat von *Jan Tschichold* als solches kenntlich zu machen. Tschichold ist einer der bekanntesten Führer der neuen Typographie; vor einem halben Jahr siedelte er von München nach Basel über. Er bespricht im nächsten Heft der „Typographischen Monatsblätter" (Zürich, Mühlebachstr. 54) einläßlich die Broschüre „Hulligerschrift?" *Tschichold verficht, entgegen den Behauptungen der Broschüre-Verfasser, in interessanten Ausführungen die Auffassung, daß am heutigen Schriftzerfall in der Hauptsache die spitze Feder schuld sei.* *P. H.*

Kleine Beiträge

Ein Buch von Schuld und Sühne

(*„Mea culpa"*, ein Bekenntnis von Alfred Birsthaler, Schweizerspiegel-Verlag, Zürich.)

Es hat mich keine Selbstbiographie der neueren Literatur so tief berührt wie dies Bekenntniswerk eines unter uns lebenden Schweizers.

Der erste Teil dieses Buches ist die Geschichte einer Jugend und eines Verbrechens. — Das empfindsame Kind eines trunksüchtigen Steinhauers wächst auf in einer Atmosphäre wirtschaftlicher Not und seelischer Verwahrlosung. Die überarbeitete, leidgebeugte Mutter hat nicht die Kraft und Muße, um den Verheerungen zu begegnen, die der brutale Vater in der Seele des Knaben anrichtet. Es ist auch sonst kein Freund, kein Helfer da, bei dem er Halt finden könnte: kein liebevoller Lehrer, kein verstehender Geistlicher, nicht einmal eine gütige Nachbarin. So taumelt der Junge durch seine bitteren Jugendjahre, voll ungestillten physischen und seelischen Hungers, mit wundem Selbstvertrauen und haltlos den unzähligen Versuchungen des Alltags preisgegeben. Steigende Gewissensnot und innere Vereinsamung rauben ihm die Möglichkeit sozialer Einordnung. Üble Gesellschaft und Alkohol bringen ihn vollends aus dem Geleise. Um einer Sackgasse zu entgehen, in die er sich aus Schwäche und Feigheit hineinmanövriert hat, unternimmt er — nunmehr ein Jüngling von 19 Jahren — einen Raubüberfall. Ein unseliger Zufall läßt daraus einen Mord werden. Der Täter wird zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Damit ist dies Menschenschicksal zu einem äußeren Abschluß gekommen.

Nun aber folgt — das ist der wichtigere Teil dieses Werkes — die meisterliche Darstellung eines heroischen Kampfes gegen die Dämonen der verkommenen, verweichlichten, verstockten Seele. Der junge Gefangene kämpft gegen den drohenden moralischen Untergang. Er ringt mit Gott: „Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn". Und in einer langen Reihe dumpfer Gefängnisjahre vollzieht sich die allmähliche Läuterung, — die Geschichte einer tiefen Heilserfahrung. Sein Gott hat ihm geholfen. Nach 16 Jahren der Haft begnadigt, verläßt er das Gefängnis voll innerer Ruhe, mit gefestigtem Glauben an das Leben und an sich selbst und erfüllt von dem Willen, in der Gemeinschaft zu arbeiten. —

Theoretisch ist es jedem Menschen, der sich solche Dinge gelegentlich überlegt, klar, daß an jedem Verbrechen, das geschieht, letzten Endes die ganze gesellschaftliche Umwelt des Täters mitschuldig ist. Aber diese Wahrheit wird von uns doch im allgemeinen zu wenig wirklich erlebt, sie geht zu wenig ein in unsere unmittelbare, gefühlsmäßige Einstellung dem Verbrechen gegenüber; so bleibt es bei unserer pharisäischen Distanzierung. Dies Buch nun zeigt uns mit erschreckender Eindringlichkeit die vielen Fäden innerer und äußerer Verursachungen, die sich ineinander fügen müssen, bis sich das Gewebe einer kriminellen Situation zur Tat verdichtet. Das Buch ist, seinem Titel getreu, auf härteste Selbstanklage, nirgends aber auf Beschuldigung anderer gestimmt. Um so deutlicher zeigt es uns die kollektive moralische Haftbarkeit des Milieus im weitesten Wortsinne.

Es gibt viele Bekenntnisbücher, aber nur wenige sind echt. Meist handelt es sich nur um Scheinbekenntnisse: man kokettiert mit seinem Bekennermut, — man gibt einiges preis, um das Heimlichste und Peinlichste erst recht zu verbergen. Die Lebensbeichte Birsthalers ist echt, vorbehaltlos, eine unerbittliche Abrechnung.

Auch die Sprache dieses Buches ist echt, formschön und persönlich, obschon man ihr die Schulung an den besten Vorbildern abspürt. — Ein junger Gelegenheitsarbeiter mit dürftigster Volksschulbildung kommt ins Gefängnis; er verläßt es mit einer erstaunlichen Belesenheit, mit einer reichen Allgemeinbildung und einer tiefen Vertrautheit mit philosophischen Gedankengängen, um die ihn die allermeisten Doktoranden dieses Studiengebietes beneiden könnten. Die stille Abgeschiedenheit der Gefängnisjahre kam solchem Bemühen um Erkenntnis entgegen. Aber das Bekanntwerden und die Auseinandersetzung mit dem gedruckten Bildungsgut vollzog sich teilweis unter außerordentlich erschwerenden Umständen, in der kärglich bemessenen Freizeit, im Kampf um das nötige Licht: „Eine solche (wollene) Decke um den Leib geschlungen und mittels eines Gürtels in der Weiche festgehalten, überdies bei kaltem Wetter eine weitere pelerinenartig über die Achsel geworfen, sitze ich für gewöhnlich abends nach Feierabend am Tisch oder steige, wie heute, wenn das Licht ausgedreht wird und die Freizeitbeschäftigung meine Sinne noch gefangen hält, auf den Tisch und suche, auf das Fenster gelehnt, zur Lektüre oder zum Schreiben den schmalen gelben Lichtstreifen aufzufangen, welcher von der Lampe im Hofe schräg durch die Jalousie der Blende auf die Gesimsbank meiner Zelle fällt. Ein mühsames Unterfangen, doch erlangt man durch lange Übung auch hierin eine gewisse Fertigkeit, Lese- oder Schreibestellen ohne allzu empfindliche Störung stets genau in dem kaum zwei Zentimeter breiten Lichtfelde zu halten." Solche Sehnsucht nach Wahrheit und Erleuchtung ist ergreifend. Der Mensch lebt nicht von Brot allein.

Der Autor hat eine ganz ungewöhnliche Fähigkeit psychologischer Selbstanalyse, geschult in jahrelangem Umgang mit seiner zerrissenen Seele. Er ist aber auch ein liebevoller, sorgsamer Beobachter seiner Mitmenschen. Er stellt uns in seinem Buche eine Reihe von Mitgefangenen vor. Er zeigt uns bei jedem den verhängnisvollen Riß im Charakter und führt uns tief in die Psychologie der asozialen Tendenzen hinein.

Besonders deutlich wird uns aber die Tatsache, daß sehr viele der Rechtsbrecher in unseren Strafanstalten eher eine Steigerung ihrer destruktiven und asozialen Eigenschaften erfahren als eine wirkliche Hebung ihrer Gesellschaftstauglichkeit. — Birsthaler propagiert nirgends bestimmte Reformen des Strafvollzuges.

Dennoch ist sein Buch reich an Anregungen für uns alle, die wir die Überzeugung vertreten, daß es in der Behandlung der Rechtsbrecher nicht um Rache und Absonderung, sondern um Heilung und Besserung gehen sollte. Eine besondere Fundgrube muß das Werk für alle sein, die mit der Gefangenenseelsorge zu tun haben.

So ist dies Buch von Schuld, Sühne und Erlösung für viele geschrieben: Es zeigt dem Lehrer, welche erzieherischen Aufgaben es für ihn *außerhalb* der Schulstube gibt. Es offenbart dem Geistlichen die Zusammenhänge zwischen religiös-moralischer Überforderung und verheerender Gewissensnot. Es kann den Polizeiorganen, Richtern und Jugendfürsorgern zum Bewußtsein bringen, mit welcher psychologischen Hilfslosigkeit und hartherzigen Stupidität gerade jugendliche Rechtsbrecher immer wieder behandelt werden. Es läßt uns tiefe Einblicke in die Problematik des Strafvollzuges tun. Es rüttelt in uns allen das soziale Gewissen wach.

Über all dem aber steht die *religiöse* Bedeutung dieses Bekenntnisses. Es zeugt von der sieghaften Kraft religiös-sittlichen Ringens, es kündet vom Glück der göttlichen Gnade.

Man kann wohl einwenden, daß Alfred Birsthaler in all dem Mühen um das Heil *seiner* Seele die entscheidende Befreiung von seinem Ich noch nicht erreicht hat; man kann einen gewissen (psychologisch nur allzuverständlichen) rigoristischen oder gar moralistischen Zug in seiner Haltung finden; man kann einen befreienden Humor vermissen, der alles überstrahlen und Freud und Leid der Menschen sub specie aeternitatis als Erscheinungen hinstellen würde, die man nicht allzu tragisch nehmen darf. Gewiß, hier liegen die Grenzen dieses Werkes, hier fehlt ihm wohl die letzte Reife. Das hindert aber nicht, daß wir es als ein wahres Erbauungsbuch jedem religiös interessierten Menschen in die Hand geben möchten. Es ist ein ganz ungewöhnliches Buch, ein Buch voll packender Lebensweisheit.[1]) *W. Schohaus.*

Der Brief eines Siebzehnjährigen

Mein lieber Vater!

Jetzt wundert es dich ganz sicher, woher ich diese Anrede habe, nun, da ich von zuhause entfernt worden bin. Versteh mich nicht falsch, ich grolle nicht. Ich will dir auch gleich sagen, daß ich, der dir noch nie geschrieben hat, weder aus den Ferien noch von sonst irgend einem Ort, woher Söhne ihren Eltern zu schreiben pflegen, mir zuerst richtig den Kopf zerbrochen habe, wie ich dich nennen solle. Ein anderes ist es, im täglichen Umgang einander anzuschweigen, als aus völlig neuer Umgebung miteinander zu sprechen. Papa klang mir zu familiär, staune nicht, ich wäge jedes Wort genau ab, alter Herr zu burschikos und schon deshalb gänzlich unangebracht. Also bleibe ich bei dem Wort, das uns im Wörterbuch für diesen Zweck genannt wird und zu nichts verpflichtet.

Ich weiß genau, daß es für dich eigenartig sein wird, wenn ich in diesem Tone zu dir spreche, so als — nun bleiben wir offen —, als wenn ich dir gleichgestellt wäre. (Auch hier wiederum will ich versuchen, dir das Neuartige nicht als vollendete Tatsache begreiflich zu machen, deshalb sage ich vorläufig noch: . . . gleichgestellt *wäre*.) Aber siehst du, lieber Vater, ich bin garnicht der versteckte und verstockte böse und ungeratene Sohn. Man hätte mit mir reden und verhandeln können. Brause nicht auf, verhandeln ist das richtige Wort. Du hast deine dir schon von meinem Großvater traditionell vermachten Vorrechte (es schadet nichts, wenn ich sie vermeintliche nenne), ich habe meine total anders gearteten Ansichten. Zwei Diagonalen, nicht wahr, also: Verhandlungen.

Vielleicht ist es sehr feige, dir das erst jetzt zu sagen, vielleicht hätte ich dir das alles schon früher erklären sollen. Wie gesagt, ich glaube, es ist Feigheit. Und warum ich jetzt derart in einem vollkommen neuen Ton zu dir rede? Es kann sein, daß ich mir einbilde, ein Vertreter meiner ganzen Generation zu sein, die in Gottes Namen unter völlig veränderten Lebensverhältnissen aufgewachsen ist (nicht Krieg, aber vielleicht die durch den Krieg umgestellten Voraussetzungen unseres Lebens), es könnte auch sein, daß ich mir anmaße, ein Apostel der Siebzehnjährigen zu sein; auf jeden Fall ist der Grundtrieb meines Gespräches mit dir (ich bitte dich, fasse es so auf, ich schreibe, als ob ich mit dir plauderte, so wie ich es oft gewünscht habe und nie . . . feige, siehst Du) Wahrheit.

Und jetzt kommt das Allerseltsamste. Wahrheit so ganz und garnicht als schwer erkämpftes ethisches Gut, an so etwas denken wir Jungen nie. Auch nicht um des Guten und Edlen willen an sich, denn wir sind nicht in dem Maße edel, wie es uns unsere Lehrer immer einbläuen wollten. Ja, und jetzt bilde ich mir doch ein klein wenig etwas darauf ein, dir das zu sagen, nicht einmal um der berühmten Wahrheit ihrer selbst willen, weil wir darauf pfeifen, wahr zu sein, nur damit es keine Lügen gäbe (ich habe dich unter derselben Voraussetzung doch oft angelogen und obgleich ich genau wußte, daß du mein Lügen ohne weiteres durchschauen würdest). Sondern einzig und allein, weil diese neue Art Wahrheit keine Kompromisse machen muß. Weil es so unmöglich einfach und leicht ist, wahr zu sein. Nicht Bequemlichkeit aber, ja, jetzt habe ich's, Schlichtheit, wenn dir dieses Wort nicht als etwas gar zu kitschig verpönt ist. Wenn also auch du erkennst, daß Wahrsein kein Heldentum sei, sondern allergewöhnlichste Einfachheit, wirst du mich begreifen.

Ich gehöre sicherlich nicht zu denen, die ihre Eltern erziehen wollen, auch über diese Theorie, die wir genau kennen, lachen meine Altersgenossen, aber ich setze voraus, nein, ich verlange es als Grundlage jeden Verhandelns, daß unsere Eltern auch von uns Erkanntes sich zu eigen machen, genau so, wie wir es auch tun. Das hat nichts mit Gleichberechtigung zu tun, mit unmöglicher Anmaßung unsereines. Wir wollen euch euere Rechte nicht nehmen und euch in keiner Hinsicht die sogenannte „elterliche Gewalt", übrigens ein schauderhaftes Wort, schmälern. Wir denken selber mit Grauen an die Zeit, die uns verpflichtet, Kinder zu erziehen. Wenn ich davon rede, daß unsere Erzeuger die Dinge, die uns von *unserer* Zeit einfach aufgehalst worden sind, auch tragen helfen und sie, soweit es einfach sein muß, ebenfalls annehmen sollen, so hat das mit der vielgepriesenen Gleichberechtigung aber auch nicht das mindeste zu tun. Es ist eben da, nichts weiter und nichts mehr. Nur daß das von den Jüngern schneller erkannt worden ist. Was euere Rechte nicht verkleinert und unsern Vorteil nicht vergrößert.

Und was jene als Kompromiß gedachte (genau so fassen wir das auf) Selbstregierung der Jungen betrifft, jene in einzelnen Schulen und Jugendvereinen eingeführte Selbstverwaltung, so kann ich dir sagen, daß uns diese zum Halse heraushängt und als Last empfunden wird. Mit vierzehn Jahren wird es als Reform gefeiert, mit fünfzehn genau so als Gewohnheit hingenommen, wie alles andere im jungen Leben, mit sechzehn als schon immer bestanden aufgefaßt und mit siebzehn als Ausweg aus einer Erziehungssackgasse erkannt. Nicht, daß wir uns vor irgend einer Verantwortung drücken wollen, aber diese darf nicht als entgegenkommendes Geschenk auffrisiert worden sein, als allerneueste Reformation gegeben, was wir doch schon längst, nur in anderer und einfacherer Art, uns genommen haben.

Lieber Vater, es ist alles viel einfacher, als es sich euere Schulweisheit träumen läßt. Zuerst die Wahrheit, dann die Selbstregierung und endlich die Tapferkeit.

Ich führte im Grunde genommen ein sehr feiges Leben. Wenn irgendwo irgendwer Krawall machte, und ich glaubte, mein bißchen Leben durch die Flucht retten zu können, so tat ich's ganz gewiß. Ich habe heute noch einen Heidenrespekt vor Knochenbrüchen und Karbolgeruch. Vielleicht, daß es ohne Karbol leichter zu ertragen wäre. Ich stelle mir z. B. ganz gut vor, daß ich, sollte es einmal sein, vor dem uns oft an die Wand gemalten Feind (ich fragte mich allerdings jedesmal, wer es denn eigentlich sein sollte) meinen Mann stellen werde. Und ich werde mich um diese Pflicht nicht drücken. Nicht aus Tapferkeit und nicht, um ein Heros zu sein, sondern, weil auch dann die Pflicht etwas so ganz einfach und leicht zu Verdauendes sein wird.

[1]) Seit Abfassung dieser Zeilen hat die „*Stiftung Lucerna*" das Buch „Mea Culpa" in Anbetracht seiner volkserzieherischen Bedeutung mit einer ehrenvollen Anerkennung ausgezeichnet.

Und ich könnte sogar im Felde verbluten, ohne daß es mir besonders großartig vorkäme, aber in einem Spital... mit leise auftretenden Rotkreuzschwestern und einem weißgekleideten Chirurgus und eben den schon erwähnten Gerüchen, da schaudert's mich. Ich weiß genau, daß das alles so sein muß, daß alles und jedes seinen besonderen Zweck hat, und an und für sich ist es gar nicht so schlimm. Aber unsere Zivilisation hat nun einmal die entsetzliche Verpflichtung, alles gewissermaßen aufzuziehen ohne es zu wollen. Nimmt man die einzelnen Dinge gesondert heraus, wie eben den Karbolgeruch, die Schwestern und den Arzt, so sind sie alle liebe und nette, saubere Dinge, zusammengestellt aber sind sie ungenießbar. Sieht alles gestellt aus. Wie bei einem schlechten Photographen.

Ich nehme natürlich an, du erkennst diese Krankenhausphilosophie als Beispiel einer Sache für viele. Also wir (immer, wenn ich von uns rede, meine ich mich und meine gleichaltrigen Kameraden) sind wahr, nur sind wir es, ohne die Wahrheit in der Art zu lieben, daß wir es um ihrer selbst willen als um irgend etwas ganz besonders Großes tun. Wir lieben die Selbstverwaltung, nur wünschen wir nicht, daß man sie uns mit den bekannten Vorworten als irgend etwas Neues, Letztes, in den Fragen der Jugenderziehung Allerletztes und Modernstes aufzwinge. Sie sei für beide Teile durchaus selbstverständlich. Wir sind auch sogenannt tapfer, weil wir die richtige Einstellung dazu gefunden haben: nicht aus selbstgerechtem Heroismus, der immer irgendwie nicht ganz aufrichtig und deshalb unmoralisch ist, sondern aus einfachster Pflichterfüllung heraus, und nur dann. Und weil wir in dieser Weise wahr, selbständig und mutig sind, erkennen wir auch das Unethische der Lüge, können wir auch im richtig zu deutenden Sinn unsern Eltern untertan sein, dürfen wir auch feige sein, wenn es uns nötig erscheint. Und aus diesen Gründen bilden wir uns weder auf die Wahrheit, noch auf die Selbsterkenntnis, noch auf die Tapferkeit irgend etwas ein. So bin ich auch dir als Sohn treu geblieben.

Ich habe hier einen Kameraden. Er hat sein Dorf verlassen müssen, weil er die Bauernmaid, mit der er seit längerer Zeit ein Verhältnis pflegte (seltsam, nicht wahr, daß du es auf einmal als durchaus in Ordnung findest, wenn ich auch über so etwas mit dir rede, und ich lege die Hand aufs Herz, ich hätte mir das unter vier Augen mit dir nie getraut), verließ. Er hatte mir seine Gründe erklärt. Und wäre er ein Angeklagter, und ich sein Anwalt, so würde ich ungefähr folgendes sagen: Ein Dorf, also ein eigener Staat verurteilt ihn. Er lebt in der Verbannung, und warum? Nur weil er den Mut aufbrachte, eine wenn auch spät erkannte, in diesem Falle sogar nur spät zu erkennende, Tatsache, die Tatsache nämlich, daß es gemeiner sei, aus Furcht vor dem öffentlichen Urteil und aus Bequemlichkeit mit dem einmal eingeschlagenen Tramp sein Verhältnis aufrecht zu erhalten und dafür ein ganzes Leben lang mit tausend bereits vorher erkannten Unmöglichkeiten auskommen zu müssen, langsam zusehen zu müssen, wie nach und nach aus Liebe Haß entsteht, Haß, der einem Lust zum Schaffen (Schaffen im weitesten Sinne) und Freude am Leben gleichermaßen nehmen muß, mit allen Folgen auf sich zu nehmen. Ich nenne das wahren Mut. Er sei freizusprechen.

Und nun, mein lieber Vater, das Sonderbare: du hast mich hierher gebracht, einen Beruf zu erlernen. Aus lauter Angst, ich sei ungeraten, hast du sogar mich zu fragen vergessen, ob mir dieses Metier überhaupt angenehm sei. Ich schreibe dir einen durchaus vernünftigen Brief. Du wirst (unter Umständen) einsehen, daß dein Schritt nicht in dem Maße notwendig war, wie du es vermeintest, du wirst sogar nachträglich im Stillen die Frage erwägen, ob es nicht doch besser sei, wenn ich wieder... Nein, sage *ich* jetzt. Es ist mir durchaus einerlei, ob ich studiere oder ein Handwerk erlerne. Ich werde einfach in jeder Situation das tun, was mir die gegebenen Umstände als das mutmaßlich Richtige verheißen. Wahrheit, Eigenleben, Mut und Liebe sind für mich in ihren Grundbedeutungen richtig erfaßte Dinge. Vor den weiteren Überraschungen im Leben fürchte ich mich nicht.

Laß auch die Mutter von mir grüßen. Dein

J. Marton, Zürich. *Ege Schattenfroh.*

Menschliches Glücksverlangen

Das menschliche Glücksverlangen, der Wunsch des Menschen, glücklich zu sein, ist so alt wie die Menschheit selbst. Das widerspruchsvolle, rätselhafte Wesen, der Mensch, göttliche und teuflische Kräfte in sich bergend, ist nicht von Natur aus glücklich. Das Tier ist weder glücklich noch unglücklich. Es lebt jenseits von beiden Gegensätzen, in einem Zustande dumpfer Harmonie und Abgeschlossenheit, wenn es auch manchmal scheint, als seufze die gequälte Kreatur nach Erlösung, nach ihrer Erlösung durch den Menschen.

Glücksgefühl und Glücksverlangen setzen ein menschliches Bewußtsein, ein Ich-Bewußtsein, voraus.

Ist das menschliche Glücksverlangen ein erreichbarer Zustand oder eine vergebliche Hoffnung? Ein berechtigtes oder verächtliches Streben? Ein Grundgefühl, das abhängig ist von äußeren Verhältnissen oder durch bewußten Willen in jeder Lage innerlich herbeigeführt wird?

Seit dem griechischen Altertum gibt es Philosophen und Philosophenschulen, die Ziel und Sinn des menschlichen Daseins im Glück erblicken. Ein großer Teil der Menschheit mag materiellen Besitz, behagliche Sicherung des Lebens, angesehene Lebensstellung, äußere Ehre und äußere Macht als Mittel und Wege zum menschlichen Glück betrachten.

Man braucht diese Ziele und Zustände nicht absolut zu verachten. Sie können oftmals Ausdruck innerer Fähigkeiten und Werte sein, Ergebnis intellektueller und willensmäßiger Kräfte, Folgen persönlicher Arbeit und persönlichen Wissens und Könnens.

Wesen, Aufgabe und Wert des Menschen aber kann in solchem Streben nicht beschlossen sein.

Wieviel Unrecht, wieviel Verbrechen, wieviel Gemeinheit ist oft mit dem Erwerb großer Vermögen verbunden! In welch unwürdigen Händen sind Reichtümer oft, und wie sinn- und zwecklos werden sie verwendet!

Und in einer Zeit der wirtschaftlichen und politischen Krisen und Zusammenbrüche kann wirtschaftliche Macht und Größe plötzlich als Betrug und Schein enthüllt (z. B. Kreuger) und der Träger polizeilich-staatlicher Macht plötzlich zum einfachen Privatmann werden (Ministerstürze).

In Politik und Wirtschaft findet das Glücksverlangen keinen sicheren Halt.

Ist es ein Zufall, daß das Jesuskind als künftiger Träger höchster Sittlichkeit und Geistigkeit in der Armut eines Stalles geboren wurde? Es ist ein weltgeschichtliches Symbol, daß das Ewige im Menschen in geistigen und seelischen Werten und Leistungen seine wahre menschliche Aufgabe hat.

Darum verachtet der geniale Mensch, in dem der göttliche Funke lebt, der Philosoph, der Dichter, der Künstler die unbeständigen lächerlichen materiellen Scheinwerte. Sie sind ihm höchstens Mittel zum Zweck und er darbt, entbehrt und hungert mit Heroismus, wenn er, besonders in den Anfängen seiner Laufbahn, für sein schöpferisches Lebenswerk leidet und kämpft. Geist und Geld sind selten verbunden. Die innerliche Öde und Stumpfheit der modernen Plutokratie fällt selbst Soziologen auf, denen man den Vorwurf, genial zu sein, nicht machen kann.

Immer größere Teile der Menschheit werden von Armut, ja selbst von bitterster Not ergriffen. In einer Zeit des Mammonismus und Materialismus führt die Geldreligion in Elend und Untergang und die Ungeistigkeit in Verblödung.

Eine Besinnung auf die geistigen Probleme der Menschheit, eine Erneuerung der Kultur und Erziehung, in Religion, Wissenschaft und Kunst wird in schicksalschwerer Gegenwart zu immer dringenderer Aufgabe.

Hier ist das menschliche Glücksverlangen relativ zu verwirklichen, das Glück des wahren Menschentums, nicht jenes satte, dumpfe Herdenglück.

Das Glück als solches ist kein Wert, sondern die Erfüllung einer Lebensaufgabe, die allein im Leiden und im Kampfe mit sich selbst zur Reife kommt. Dr. *Alfred Haag, Zürich.*